**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
**Band:** 8 (1904)

**Artikel:** Plauderei über Japan
**Autor:** Huebner, Lotte
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-573484

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

liche Welteroberin allmählich Fuß fassend in jeder Zone und in jedem Klima zur selben Zeit blühend. Als die letzte Blume des Jahres — durch die Nacht, den Schlaf und die Ruhe der Winterszeit vom Frühlingserwachen getrennt — wurde sie uns geschenkt, die edle Tochter des Nebel- und Todesmonats. Sie schmückt die Gräber unserer Lieben am Tage Allerseelen, sie blüht in dem bescheidenen Gärtchen einfacher Landleute, sie prangt in weiten Räumen und Hallen als dankbare Ausstellungsblume. Wie keine andere kommt sie der Kunst des Gärtners entgegen, und jedes Jahr bringt uns neue Formen, neue Färbungen. Eines nur erinnert uns bei der Blume des Novembers an den kommenden Winter: die gedämpften, weichen Farben. Nicht das glühende stolze Rot des sommerlichen Mohns, nicht das tiefe Blau der Kornblume stehen auf ihrer Palette, nein, dem edeln Metall und Gestein, das die Erde birgt, entlehnt die Wunderblume ihre Farben, der Bronze, dem Kupfer, Silber und matten Gold, dem leicht rauchfarbenen Amethyst, dem dunkeln Granatstein, der lange dem Meer enthobenen gelblich gewordenen Perle und dem nordischen Bernstein.

Die Japaner verehren ihre Blume. Wenn sie blüht, veranstaltet der Mikado große Feste. Chrysanthemum nennen japanische Eltern gerne ihr ältestes Töchterlein, eine Chrysanthemumblüte zeigt das kaiserliche Wappen, und regierenden Fürsten und höchsten Staatsbeamten wird der Goldblumenorden erteilt. „Erhabene Taten und ehrenvolle Handlungen" lautet seine Devise. Möchte dieser schöne Spruch besonders jetzt, wo Japan zum ersten Mal gegen eine europäische Großmacht zu Feld zieht, im Herzen jedes seiner Söhne einen Widerklang finden! Dann wird sich auch der stolze Ausspruch seines bedeutendsten Staatsmanns, des Marquis Ito, bewahrheiten: „Die rote Scheibe in unserer Nationalflagge soll nicht länger eine Oblate auf einem verschlossenen Brief sein, sondern auch das, was sie ja ursprünglich bedeutete, das Sinnbild der aufgehenden Sonne, die sich vorwärts bewegt und aufwärts steigt inmitten der aufgeklärten Nationen dieser Erde."

Cäcilie von Rodt, Bern.

Aus einem ältern japanischen Bilderbuch.

# Plauderei über Japan.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von **Lotte Huebner**, Zürich.

Wenn meine Großmutter gar nicht mehr wußte, womit uns moderne Kinder erfreuen, griff sie nach einem alten verrosteten Schlüsselbund, ging an einen eichengeschnitzten, altertümlichen Kasten und entnahm ihm allerlei buntes Zeug: Spitzen, Tücher, Bänder und Broschen. Die hatte sie auch noch von ihrer Großmutter, und seit Urväter-Zeiten lagen diese Schätze unberührt und fest verschlossen. Die gab sie uns dann; wir modernen Kinder erfreuten uns an dem altmodischen Zeug, putzten daran herum, bis es ganz neu schien, gaben ihm eine Verwendung zu modernen Zwecken — und hatten mit einem Mal das Neueste vom Neuen, das Modernste, Interessanteste, etwas, was uns und unsere Freunde in Atem hielt.

Genau wie meine Großmutter mit uns modernen Kindern, macht es die Kultur. Hat sie gar nichts mehr bei sich, was uns erfreuen könnte, geht sie langsam und leise in die große Vorratskammer, holt dort etwas ganz Altes, Verstaubtes und Vergilbtes heraus und präsentiert es den modernen, gesättigten Menschenkindern. Die putzen und modeln daran herum, bis sie aus dem Alten etwas Neues, „Modernes" gemacht haben, das nun doppelt so modern und interessant ist, weil es schon so lange existiert und so uralt ist — nur daß man es nicht kannte. So ist es uns nun eben auch mit Japan gegangen.

Bis zur Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war Japan ein versiegeltes Buch, bewahrte seine Gesetze und seine Zivilisation ängstlich vor fremden Einflüssen, höchstens daß die Chinesen und ein kleiner Teil der Holländer Handelsbeziehungen in beschränktem Maße mit Japan unterhalten durften. Erst im Jahre 1853 landete eine amerikanische Flotte unter General Perry in Uraga bei Tokio und verlangte von der Regierung die Oeffnung des Landes für Handel und Ansiedlung. Wohl oder übel fügte sich die japanische Regierung und unterzeichnete den vorgelegten Vertrag. So zur europäischen Zivilisation gezwungen, sahen die rasch denkenden, praktischen Japaner sofort deren Vorzüge ein, und nirgends zeigt die Weltgeschichte die so schnelle Veränderung eines Volkes wie in der Europäisierung Japans. Das Beibehalten althergebrachter Sitten und Ideen aber, die durch Generationen eingefleischten Ansichten, gemischt mit den Einflüssen unserer Zivilisation, geben dem Volkscharakter jenes eigentümliche Durcheinander fröhlicher Kindlichkeit und nervösen Ehrgeizes, das wir nicht recht schätzen können. Man nennt Japan oft «the land of happy children» und nicht mit Unrecht. In ihren Mußestunden sind die Japaner Kinder, das heißt genußfreudige Menschen mit kindlichem Gemüt. Ihr Verständnis und ihre Liebe für die Schönheiten der Natur nährt die reiche Farben- und Formenfülle des Landes, das als ein ununterbrochener Garten 145,000 Quadratmeilen umfaßt. Die Japaner lieben Blumen ungemein, sie sind ihnen unentbehrlich: jedes Haus hat einen Garten, und dies ist vielleicht der einzige Luxus, den sich alle ausnahmslos gestatten. Sie haben ihren Kalender nach Blumen benannt, sie haben ihre Feste für jede besonders schöne Gattung von Blumen und Bäumen; bevorzugt aber sind die Feste zur Zeit der Kirschblüte und der Chrysanthemen. Unter all den Blumen und Düften schwirren die kleinen Japanerinnen in ihren schillernden, flügelartig leichten Kleidern wie bunte Schmetterlinge herum. Die japanischen Frauen sind klein und zierlich. Sie haben eine Vornehmheit und Schönheit in ihrer Art, sodaß z. B. H. Stratz japanische Frauengestalten als Aktstudien ver-

wertet hat. Ein Amerikaner sagt von ihnen: «They are little bundles of love».

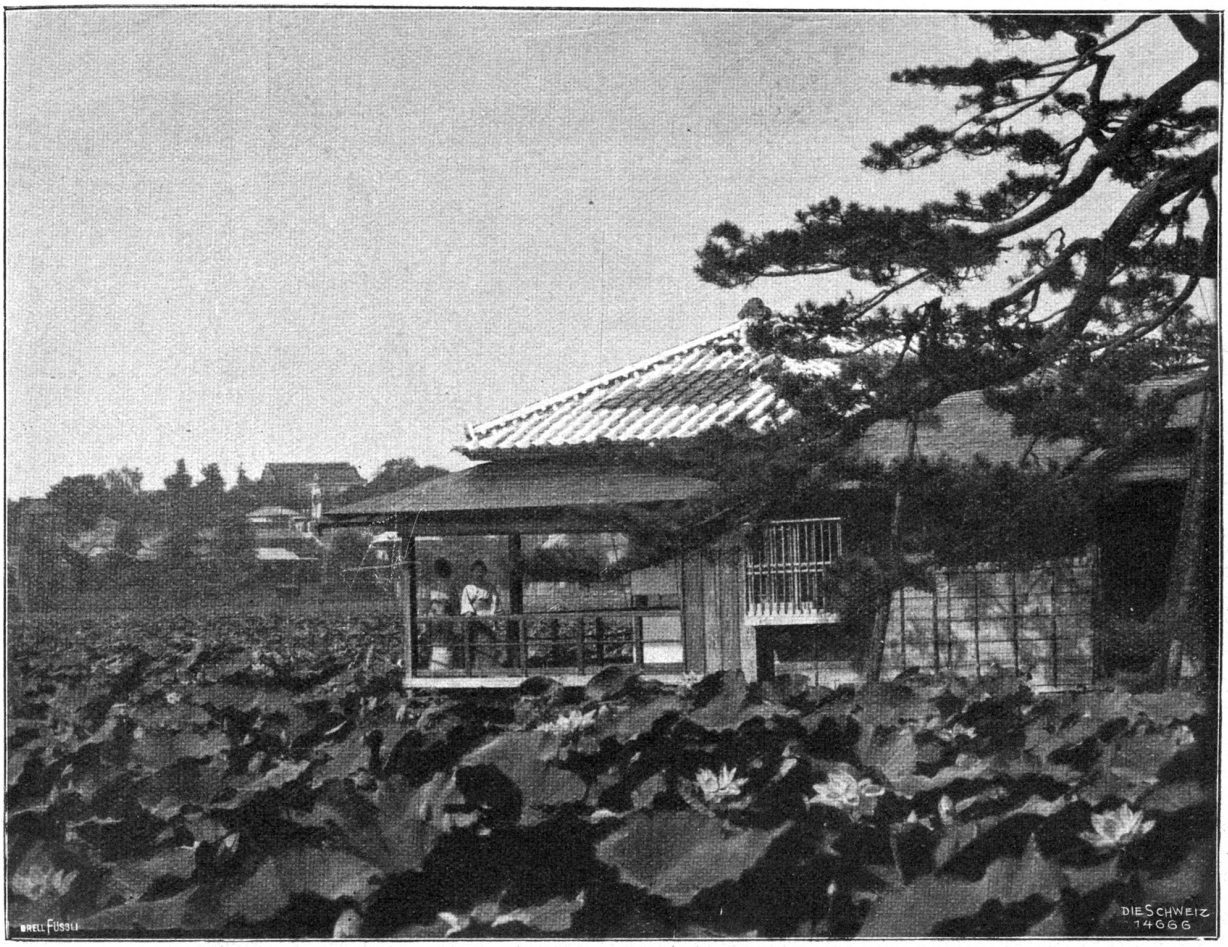
Die Kleidung entspricht nicht ganz der Vorstellung, die bei uns herrscht. In der Form ist das eigentliche Oberkleid wie das der Geishas; die gleich Flügeln in die Höhe genommenen Enden findet man bloß bei Kindern und halbwüchsigen jungen Mädchen. Jede Frau und jedes reife Mädchen bindet die Schleife hinten einfach zusammen und läßt sie über ein kleines Kissen in zwei Enden kurz herunterhängen. Die Kleider sind vorherrschend gestreift oder getupft, die Zeremonienkleider immer einfarbig, meist schwarz, aus Seide. Die Adeligen tragen auf den Aermeln, oben, in Brust- und Schulterhöhe ihre Familienembleme, die gewöhnlich auf weißem kreisförmigem Grund gezeichnet sind. Die Zahl dieser Dekorationen hängt von der Vornehmheit ab und steigt bis zu fünf. Es gibt für Männer und Frauen vier Arten Kleider: leinene, einfache für den Sommer, doppelte und wattierte für den Winter. Unter letztern tragen alle ein Unterhemd, während die andern nur von den Vornehmen mit einem Hemd getragen werden.

Das japanische Haus ist höchst einfach und anspruchslos. In den von einer Hecke umgebenen Vorgarten tritt man durch ein Tor und geht auf einem geraden Weg zum Eingang; ähnlich wie bei uns gibt es ein Schutzdach, das manchmal von Gittern gehalten wird und einen abgeschlossenen Raum bildet, den man „Niva" nennt. Hier müssen alle Besucher die Schuhe ausziehen; denn man darf nur barfuß oder mit kurzen feinen Socken versehen eintreten — einmal um den Fußboden zu schonen, der mit mehr oder weniger kostbaren Matten belegt ist, aber auch um bequemer knieen zu können. Denn die Japaner knieen stets — Stühle und sonstige Sitzgelegenheiten gibt es nicht. Es wird dem Besucher eigens ein seidegefüttertes Kissen zu diesem Zweck offeriert. Ist es Winter, bringt man zugleich eine Wärmeflasche, Tee und Kuchen. Im Sommer wird der Tee durch „Saké" ersetzt. „Saké" ist ein Getränk, das aus Reis bereitet wird und sehr wenig Alkohol enthält. Die Japaner sind zum größten Teil Vegetarianer und Abstinenten. Reis ist das Hauptnahrungsmittel: statistisch ist nachgewiesen, daß in Japan jährlich 5,000,000 Tonnen im Werte von Fr. 30,000,000 produziert werden. Die Japaner essen sehr wenig Fleisch, trinken keine Milch und begnügen sich mit ungemein anspruchsloser Nahrung, in welcher neben dem Reis Fische einen großen Platz einnehmen. Da nur ein Achtel der Oberfläche kulturfähig ist, hat die Ernährung sich allmählich kompliziert und zu einer Politik der Expansion geführt.

Mit dieser Lebensweise erklärt sich auch die Anspruchslosigkeit des Japaners im Genießen. Ein Spaziergang nach Sonnenuntergang am Meer, dem Fluß entlang, unter blühenden Bäumen genügt ihm. Er geht selten ins Theater. In den großen Städten hat man neuerdings sogar Tanzbelustigungen verboten, da sie der Moral schaden. Nur auf dem Land, wo die Polizei nicht genügend achtgeben kann, sieht man Japaner tanzen: die Männer bilden eine Linie auf einer Seite, die Frauen stellen sich gegenüber auf, und in anmutvollem, durchaus ruhigem Vorwärts- und Rückwärtsschreiten, Drehen, Grüßen und Reigen besteht ihr Tanz. Meistens wird dazu gesungen, in seltenen Fällen auf einem mandolinenartigen Instrument Musik gemacht. In den Kaffeehäusern tanzen die Geishas und singen dazu. Sie müssen im Tanz Rücksicht auf die Vorgänge ihres Liedes nehmen und die darin vorkommenden Handlungen so gut wie möglich darzustellen versuchen. — In reichen Häusern läßt man sich solche Tänzerinnen zu besondern Festlichkeiten kommen. Die Japaner haben — abgesehen von einzelnen Familien- und religiösen Festlichkeiten — zwölf Nationalfeste, von denen Neujahr, der Krönungstag des ersten Kaisers, am 11. Februar, und der Geburtstag des herrschenden, am 3. November, die hauptsächlichsten sind.

Am Neujahr beginnt in Japan der Frühling; vom Neujahr an rechnet man sein Alter, beginnt man alles, was wichtig erscheint, kurzum, Neujahr ist der Universalzeitabschnitt. Man feiert das Fest vom 1. bis zum 20. Januar. Am Anfang des Festes geht der Kaiser mit seinem Gefolge in den Tempel und betet, nach allen vier Himmelsgegenden gewandt, damit der Frieden für Japan allseitig erhalten bleibe. Dieser Zeremonie legt man eine ganz besondere Wichtigkeit bei, und das Neujahrsfest wird als das größte gerechnet. Ungefähr wie zu Pfingsten in deutschen Landen schmückt man das Haus mit grünen Kiefernzweigen, stellt vor den Eingang zwei große Kiefernbäume und dekoriert überall mit Stroh vom vergangenen Jahr, um die Hoffnung anzudeuten, daß im kommenden gleichviel Getreide wachsen möge. In den Zimmern hängt man Gemälde von glückbringenden Symbolen auf, z. B. Bilder von Kranichen, Schildkröten, Kiefernwäldern, Pflaumenblüten und Vollmondslandschaften oder Gemälde, auf denen ein blutigroter Sonnenaufgang zu sehen ist. Ueberall in den Vasen duften Kiefern und Pflaumenblüten, stehen große starke Bambuszweige. Auf das Gesimse legt man zwei große Reiskuchen und stellt Flaschen mit Saké auf. Das wird dann den besuchenden Gratulanten angeboten. Die Männer allein machen die Neujahrsvisiten bei Bekannten und Vorgesetzten; die Frauen bleiben zu Hause, um die Gäste zu empfangen. Bis zum 3. des Monats ist die Feier allgemein, am 4. werden die Regierungsgeschäfte wieder aufgenommen und die Läden geöffnet. Am 7. nimmt man die Kiefern und den übrigen Festschmuck vor dem Tor ab und backt einen neuen Kuchen aus Reisbrei

Blühende Glycinen.




Lotosteich und Teehaus.

mit Bohnen. Die Zimmer bleiben noch bis zum 20. geschmückt. Dann endet das Fest ganz und gar.

Außer diesen drei Nationalfesten gibt es eine Menge religiöser Feste, die sich aus den verschiedenen Religionen ergeben. In der allerältesten Zeit findet man bei den Japanern keine Religion, nur eine Art Ahnenkultus. Man betete zu den Geistern der Vorfahren, die sich besonders ausgezeichnet hatten, und glaubte an ihren Einfluß auf das Schicksal der Lebenden. Aus Furcht und nicht aus Verehrung betete man zu ihnen, zu ihren guten und gegen ihre schlechten Eigenschaften. Vor ungefähr fünfzehnhundert Jahren kam durch einen Koreaner, namens Wani, die Lehre des Konfuzius nach Japan, die von vielen gebildeten Japanern auf Grund ihrer ethischen Basis angenommen wurde — allerdings unter Beibehaltung des Ahnenkultus.

Fünfhundert Jahre später wurde durch Chinesen die buddhistische Religion herübergebracht, die am Hof und in offiziellen Kreisen großen Anklang fand. Aus dem Widerstand der niedern Klassen ergab sich schließlich ein Religionsstreit, der zugunsten des Buddhismus endete, welch letzterer sich nun über das ganze Land verbreitete. Mit ihm mischte sich die Verehrung der Vorfahren zu einer neuen Religion, dem Shintoismus, der neben Buddha als Hauptgott eine Menge Nebengötter aufstellte, „Rani" oder „Ranisama" genannt. Zu diesen wurden alte Kaiser, berühmte Feldherren, berühmte Geistesgrößen, Helden, Gute, oft auch Böse, erhoben. Alle Japaner ehren diese Götter, wenn sie auch als vorgeschrittene Menschen an sie nicht glauben und nur das Moralische und Pietätvolle in der religiösen Tradition suchen. Jeder Landbezirk hat seinen eigenen „Rani", in seinem eigenen Tempel; zu seinem Fest erläßt man Einladungen im Familienkreis, bewirtet mit Reiskuchen und Saké und schmückt das Haus mit Kiefernzweigen. Die Feste der „Rani" dauern je nach deren Wertschätzung drei bis zwanzig Tage. Außerdem gibt es Katholiken, Protestanten und Russisch-Orthodoxe, deren Anzahl sich auf zusammen 126,000 erstreckt. Die Katholiken haben einen Erzbischof in Tokio.

Das Familienleben in Japan hat einen durchaus patriarchalischen Charakter. Der Hausvater ist der Gebietende, dem die eigene Familie, sowie die daraus entstehenden zu gehorchen haben. Er muß für den Unterhalt aller Familienglieder sorgen, muß, falls er jüngere Geschwister hat, diese erziehen lassen und seine Schwestern zu verheiraten suchen. Besonders auffallend ist die große Achtung und die aufopfernde Liebe, die Kinder, und namentlich Söhne, ihren Eltern entgegenbringen. Die reichen Leute geben ihren Kindern eine sorgfältige Erziehung. Achtzig Prozent der Knaben und vierzig Prozent der Mädchen können lesen und schreiben. Alle Kinder lernen mit beiden Händen schreiben. In ganz Japan sind ungefähr 30,000 Schulen mit 100,000 Lehrern und 4,000,000 Schülern. Dazu kommen noch 3000 Institute und Hochschulen, unter denen die Universität in Tokio die größte der Welt ist — sagen die Japaner. Englisch ist in den Schulen obligatorisch, in vielen Anstalten wird schon deutsch und französisch gelehrt.

Die Japaner sind selbstbewußt, sogar ein wenig anmaßend, sobald man auf ihre persönlichen Hoffnungen und ehrgeizigen Träume eingeht. Ich hatte neulich eine lange Unterhaltung mit einem sehr gebildeten Japaner, der von seiner Regierung zu Studienzwecken nach Europa gesandt worden. Als ich ihn über seine Ansicht, den Ausgang des Krieges betreffend, fragte, sagte er: „Wir Japaner führen keinen Krieg, wenn wir nicht sicher sind, ihn zu gewinnen." Ein anderer soll geäußert haben: „Ich begreife nicht, warum man in Europa nicht das Japanische lernt. Man wird es bald nötig haben."

Dennoch sind die Japaner im Verkehr äußerst liebens-

**Chrysanthemum, die japanische Nationalblume.**

würdig und dankbar, in gesellschaftlichen Formen ziemlich sicher. Sie lieben es sehr, in Bildern zu sprechen, namentlich ziehen sie Vergleiche mit Blumen und Bäumen vor, wenn sie Komplimente machen wollen. Es gibt ein japanisches Lied, in dem der Japaner sich selbst besingt. Es heißt auf japanisch:

Schickischima
no Yamato gokovo
wo hito towaba
tsabi niowu
Yamasakura Kana.

Ungefähr:

Und wenn du wissen
wolltest,
Wie des Japaners Herz
am besten du erkennen
solltest:
Geh', wo der Kirschbaum
blühend steht!
So froh, so treu und
fest im Schmerz
Ist des Japaners Herz.

# Der Gemsjäger

Zur Kunstbeilage von Willi Burger.

In seinem Atelier im Südwesten Londons sitzt der junge Künstler am Arbeitstisch, die kurze Pfeife im Mund und den Kopf in die eine Hand gestützt, während die andere mit kühnen Strichen eine kräftige Mannsfigur skizziert. Der kalte Regen, der schon tagelang von dem eintönig grauen Himmel gefallen ist, schlägt unaufhörlich gegen die Oberlichtscheiben und läßt die düstere Umgebung noch unfreundlicher als sonst erscheinen. Außer einem kleinen Rasenfleck, auf dem an Samstagnachmittagen die Kugeln eines Poggiaklubs rollen, trifft das Auge nur auf rußige Rückseiten vielstöckiger Häuser, die wohl auch zu Zeiten ihren malerischen Reiz haben mögen, aber heute die trübe Stimmung noch verschärfen. Und da sollte Kunst ihre Nahrung finden, sollten geniale Ideen Gestalt gewinnen und in fröhlichen Farben sich auf die Leinwand legen? Es ist unmöglich!

Doch die Gedanken unseres Freundes schweben in weiter Ferne. In der düstern Bude, beim melancholischen Geräusch des Regens hat ihn plötzlich das Heimweh nach den sonnigen Höhen seines lieben Schweizerlandes erfaßt, und seine Phantasie zaubert ihm ein Bild vor aus vergangenen Tagen, so schön und lieblich, groß und erhaben, wie er es seither nicht wieder gesehen. Er denkt zurück an einen strahlenden Septembermorgen, an dem er nach steilem Aufstieg von Obort noch in der Dämmerung auf der Baumgartenalp Rast gemacht und die feurige Sonne, die langsam und majestätisch im Osten sich hob, mit einem hellen Jauchzer begrüßt hat, in den von allen Seiten unsichtbare Jodler miteinstimmten. Ueber den blendend weißen Schneefeldern des Limmernfirn und den felsigen Zacken des Selbsanfts und Tödis hatte sich ein zartblauer, wolkenloser Himmel gespannt, der mehr und mehr in ein tiefes Blau überging, während unten im Linthtal noch breite Schatten der Dämmerung lagerten. Die Kühe, die auf der Alp genächtigt hatten, weideten behaglich das taufrische Gras, und nah und fern ertönte das Geläute der ringsum zerstreuten Herden, in das sich, vom frischen Morgenwind getragen, die Jodler fröhlicher Sennen mischten.

Es war der herrliche Anfang eines glanzvollen Tages, an dem er bis zum Muttensee klomm, manch lockendes Edelweiß über schroffen Felsen gepflückt, die kräftige Bergluft mit Wonne eingeatmet hat und gegen Abend, mit einem riesigen Busch feuriger Alpenrosen beladen, über die Uelialp nach Linthtal hinabgestiegen ist. Doch im Dorf, er erinnert sich noch genau, hat ihn der Wirt mit der erregten Frage empfangen, ob er's schon gehört habe, daß der Tuet heut als Wilderer von Weib und Kind ins Gefängnis geholt worden sei. Schon vor einem Jahr sei er einmal erwischt worden, wie er in den Freibergen nach Gemsen gejagt, doch sei er damals mit einer Geldbuße und einem Verweis davongekommen. Seit ein paar Tagen hab' er nun wieder einem Bock nachgespürt, und wie ihn auch sein Weib vom Wildern hab' abhalten wollen, so hab' er's halt doch nicht lassen können, sondern sei gestern vor Sonnenaufgang aus dem Haus fort, um dem bösen Trieb zu folgen, der ihn auf die Höhen zog. Und am Abend hätten ihn ein paar Sennen auf einer Bahre von der Rüschenalp heimgebracht; hoch oben an den Schieferwänden des Muttensees haben sie ihn mit gebrochenem Fuß und einem erlegten Bock auf dem Rücken gefunden, und so sei sein Frevel bekannt geworden.

Damals, als ihm der Wirt dies erzählt, hat der junge Maler mit dem Los des Wilderers, der die Gemsen in ihrem Freirevier angegriffen und wider Recht und Gesetz gehandelt, nicht besonderes Mitleid empfunden: heute aber, wo er selbst von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach den Bergen ergriffen ist, versteht er den Mann besser, der trotz Gesetz und Liebe sein Leben aufs Spiel gesetzt hat, um der gefährlichen Gemsjagd zu frönen. Er kann sich ihn vorstellen, den wetterharten Jäger, wie ihn eine unwiderstehliche Macht aus dem Schlummer reißt und auf die schwindelnden Höhen treibt, an jähen Abgründen vorüberführt, ihn keine Gefahr achten läßt,